

La misiergia betg ancunaschainta. Rückblick auf das Elend eines Knechts

Plasch Piziel, geboren 1917, Kleinbauer und Knecht, Aktivdienstleistender, verheiratet, acht Kinder.

1917 als letztes von vier Kindern eines Zimmermanns und Kleinbauern geboren, verlor Plasch Piziel kurz nach der Geburt seine Mutter. Nach dem Besuch der Dorfschule arbeitete er bis 1939 im Sommer auf einer auswärtigen Alp und im Winter im Wald der Wohngemeinde, in der er mit seinem Vater einen Haushalt führte. Während des Zweiten Weltkriegs leistete er mehrere hundert Tage Aktivdienst und führte gleichzeitig den väterlichen Kleinbetrieb mit zwei Kühen und zwei oder drei Stück Galtvieh. 1943 verheiratete er sich mit einer Frau aus seinem Dorf, mit der er acht Kinder hat. Nach Kriegsende war er vierzig Jahre lang – also vier Jahre über das Datum seiner Pensionierung hinaus – Knecht auf einem Gutsbetrieb im Nachbarort. Seit 1986 lebt Plasch Piziel wieder in seinem Geburtsort, im Elternhaus seiner Ehefrau.

Auf die Einstiegsfrage nach der gegenwärtigen Situation antwortet Plasch mit einem biographischen Rückblick in seine Kindheit, «*Nus eassan carschieus sei a la misiergia, ma anzatgei oter vagn nus betg ancunaschieu*», man sei das Elend gewohnt gewesen, man habe nichts anderes gekannt. Er illustriert das Elend der Zwischenkriegszeit und besonders seiner Kindheit am Essen, für das der Fleischkonsum steht: «Im Herbst wurde ein Schwein, ein Schaf oder eine Ziege geschlachtet, das musste dann für das ganze Jahr reichen.» Ein anderer Aspekt ist die Hygiene: «Badewannen kannte man nicht, und gewaschen hat man sich sowieso nicht oft.» Die wichtigste Vergleichsmöglichkeit zur Erklärung seiner Gegenwart aus der Vergangenheit bieten Plasch aber die Arbeit und das Geld. In der sechsmonatigen schulfreien Zeit arbeiteten die Kinder bei einem Bauern. Steuern bezahlte man wegen zu geringer Einkommen nicht oder nur an die Kirche: «Wer mehr als fünf oder sieben Franken Pfrundsteuer zahlte,

galt als reich.» Die Kindheit erscheint in der Erinnerung als fast geldfreie Zeit, heute dagegen *«sa'gn betg ple viver sainza raps»*, ist ohne Geld nicht mehr auszukommen.

Die Ökonomie bleibt im Verlauf des Gesprächs die zentrale Dimension, mit der Plasch sich und seine nächste Umgebung begreift. Er erinnert sich an Geldbeträge, beispielsweise an Stundenlöhne – «Einen Franken verdiente der Vater als Zimmermann» –, an Tagelöhne – «für das Führen von Holz zwischen fünf Uhr morgens und acht Uhr abends erhielt ich zehn Franken» –, an den Soldatensold – «Siebzig Rappen, von denen fünf für Material abgezogen wurden, später betrug der Tagessold vier Franken, Erwerbsausfall gab es nicht» – und an den Betrag, den er für den Betriebshelfer aufbringen musste, der während seiner Aktivdiensttage seinen kleinen Hof bewirtschaftete, nämlich acht Franken im Tag, das Doppelte des Soldes im Militär. Plasch zitiert Verkaufspreise: 21 000 Franken kostete in den fünfziger Jahren das Haus, in dem er gegenwärtig wohnt, 11 500 löste er aus dem Verkauf seines Elternhauses. Er erinnert sich an Kosten für Aufträge, er nennt Viehhandelspreise und seinen Lohn für einen Sommer auf der Alp: 200 Franken. An all diese Zahlen erinnert sich Plasch exakter als an Daten und an Altersangaben von Personen. Die sind diskutierbar, er versucht sie zusammen mit seiner ebenfalls am Gespräch teilnehmenden Frau zu rekonstruieren, bisweilen muss er sie von einem «fixen» Datum aus (Schulabschluss, Geburt des ersten Kindes, Kriegsende, Aufgabe des bäuerlichen Kleinbetriebes) nachrechnen oder schätzen.

Gleichzeitig mit der Betonung der Bedeutung des Geldes, das wegen seiner Knappheit Kristallisationspunkt der Erinnerung ist, diagnostiziert der Einundachtzigjährige eine Veränderung der Qualität sozialer Beziehungen in seiner Umgebung: «Die Leute waren einfach anders. Heute sorgen sich die meisten nur um sich selber. *Oz scuvedan egn a l'oter tut.*» Weil die Leute einander in der Diagnose Plaschs nichts mehr gönnen, sei der Austausch zwischen ihnen zurückgegangen. Geringer sei nicht der ökonomische Austausch geworden, abgenommen hätten jedoch die Kontakte ausserhalb der Arbeit. Diese Reziprozität drückte sich etwa darin aus, dass man nach der Arbeit zusammensass und miteinander sprach, und zwar

nicht über Geld, sondern darüber, was man tagsüber getan hatte. Was Plasch rückblickend als Elend bezeichnet, meint demnach die finanziellen Verhältnisse, die materiellen Umstände. Und die kontrastieren mit einer sozialen Integration, deren Intensität und Direktheit unterdessen geringer geworden seien. Damit ist ein Gegensatz «Arm, aber glücklich!» konstruiert. Gefragt, ob er seine Vergangenheit denn so sehe, reagiert Plasch mit dem erneuten Hinweis darauf, dass man nichts anderes kannte. Die Verbindung von Armut und Glück lässt er nicht stehen. Und wenn er einen Wandel in den Kontakten zwischen den Menschen feststellt, dann habe das auch damit zu tun, dass das Dorf jetzt ein anderes sei. «*Igl abiteschan betg ple la madema glied qua sco avànt. Igl blers en morts. A jou sund gea stò curànt'ons davent.*» Die Bemerkung, dass sich die Zusammensetzung der Dorfbevölkerung in seiner vierzigjährigen Absenz verändert habe, macht den Hintergrund deutlich, vor dem alle seine Erklärungen von sozialen Zusammenhängen stehen. Die Dimensionen, in denen er sich soziale Integration vorstellt, die für ihn relevant sind und über die er sich äussert, sind solche der Nähe, vornehmlich der Verwandtschaft und der Nachbarschaft, in zweiter Linie auch die des Standes, genauer der Landwirtschaft. Abstrakte Einheiten wie beispielsweise der Staat oder die soziale Klasse – hier beschränkt sich Plaschs Unterscheidung auf «arm» und «reich» – sind keine Bedeutungsträger, an ihnen orientiert er seine Argumentationen nicht.

Wenn die Ökonomie das durchgängige Thema ist, auf welches Plasch seine gegenwärtige Situation und den Verlauf seines Lebens immer wieder bezieht, so ist der Zweite Weltkrieg jene Phase, die er am häufigsten erwähnt, aus der er seine spätere Biographie und seine aktuelle Situation zu einem guten Teil erklärt. Auch an den Krieg erinnert sich Plasch zuerst einmal aufgrund der wirtschaftlichen Schwierigkeiten: Der vom Vater übernommene bäuerliche Kleinbetrieb war gefährdet, er wurde von Aushilfen bewirtschaftet, die mehr kosteten als der Sold einbrachte. Plasch litt in der Zeit als Soldat, da er oft nicht seiner eigentlichen Beschäftigung in der Landwirtschaft nachgehen konnte und in seinem Fortkommen behindert war. Um das Leiden der Kriegssopfer weiss Plasch allerdings auch und teilweise aus direkter Beobachtung: Er hatte internierte Polen und Franzosen

bewacht und betreut, und auf dem Splügenpass war er verschiedentlich jüdischen Flüchtlingen begegnet, die an das Grenzwachtkorps überstellt wurden. Eindrücklich am Schicksal der jüdischen Flüchtlinge ist für Plasch allerdings nicht die Verfolgung, die sie durch den Faschismus erlitten, sondern ganz konkret der Fussmarsch über den Pass. Und das im Winter: *«Egn sto betg ir la stad e da beala ura sugl Spleia, mo alura cu'gl neva ad a bregntgegn. Lura e'gl buramaintg nunpussevel!»*

Der Krieg ist damit für Plasch nicht eine Auseinandersetzung um Ideologien und Herrschaftssysteme, nicht einmal der militärische Kampf charakterisiert für ihn den Krieg. Vielmehr ist er zuallererst ein Abschnitt des eigenen Lebens. Um seine Erinnerung zu strukturieren, nennt Plasch auch nicht militärische Einheiten und Waffengattungen, sondern Orte und die Aktivitäten, welche er durchführte (Bewachungen, Skikurse, an denen er mit seinen privaten, kantenlosen Skis teilnimmt, Patrouillengänge), v.a. aber Personen, mit denen er zu tun hatte. Die Offiziere, die so oder anders mit der Truppe umsprangen und von denen er sich möglichst fernhielt, Soldaten, welche nach Beruf und regionaler Herkunft identifiziert sind. Gegenwärtig leben in seinem Dorf noch drei Männer, die Aktivdienst geleistet haben. Als er sie namentlich aufzählt, weist Plasch jeweils in die Richtung ihrer Wohnhäuser und weist ihnen so ihren räumlichen Ort zu. An den Erinnerungsanlässen zur Mobilmachung vor neun Jahren hatte er teilgenommen, «aber nicht wegen der Ansprachen, sondern um die Leute wieder zu sehen, mit denen ich so lange zusammen war».

Es sind auch hier Personen, mit denen er in direktem Austausch stand, von welchen er berichtet. In diesen Kreis eingeschlossen sind sogar Soldaten einer anderen Armee: An der Grenze zum Vorarlberg besuchten Schweizer und österreichische Soldaten sich gegenseitig in ihren Hütten und spielten bisweilen miteinander Karten. Nur wenn deutsche Truppen «jenseits des Bandes» stationiert waren, gab es diese Besuche nicht, denn «ihnen war nicht zu trauen». Wirklich Angst vor dem Krieg hatte Plasch nicht. Er begründet das mit seiner Uninformiertheit, da er weder Radio hörte noch Zeitungen las: *«Radio vainsa betg giera a gazettas ligevan betg.»* 1939 hätte es schon

geheissen: «*Vegnan igls Tagliàns*», aber wirklich daran geglaubt habe er nicht, dass die italienische Armee die Schweiz angreife. Das Wort «Feind» verwendet Plasch nicht, und an die Möglichkeit, an Kämpfen beteiligt zu werden, glaubte er nicht: Es schien ihm unwahrscheinlich, dass gegnerische Truppen nach den langen Anmarschwegen im Gebirge überhaupt noch hätten kämpfen können.

Plaschs Erfahrungen während des Zweiten Weltkriegs bestimmen seine Reaktion auf die aktuelle Diskussion um die Rolle und die an das Land gestellten Forderungen. Weil er sich ebenfalls als Kriegsgeschädigten sieht – «ich gab damals auch meine Zeit her» –, stört es ihn, dass «nun reiche Leute von der Schweiz Geld fordern, solche, die es gar nicht nötig haben. Und dass deutsches Geld in die Schweiz floss, das wusste ich gar nicht». Seine Erfahrungen während des Krieges, seine Entbehrungen und Probleme seien nicht in Rechnung gestellt, wenn die Schweiz nun überlegen müsse, wie sie reiche Ausländer entschädige, während die eigenen Soldaten ausser guten Worten nie etwas erhalten hätten.

Wichtig sind die Zeit vor dem Krieg, die Krise der dreissiger Jahre und der Krieg selbst, auch für Plaschs Arbeitsbiographie. Eine Berufslehre absolvierte er, anders als sein um dreizehn Jahre älterer Bruder und trotz des Drängens seines Vaters und der Geschwister, nicht. Sein Bruder hatte als Elektriker ganz direkt an den Veränderungen der Bündner Infrastruktur seit der Zwischenkriegszeit teil. Um auch Plasch einen solchen Weg zu öffnen, hatten seine Eltern mit ihm ausschliesslich deutsch gesprochen. Die romanische Sprache betrachteten sie – der Zeit gemäss – als Hindernis für die Teilnahme an den Modernisierungsprozessen: «Man musste deutsch reden, dachten die Eltern, damit die Kinder deutsch können, wenn sie in die Welt kommen. Das war ein Spleen damals.» So lernte Plasch mit den anderen Kindern auf der Strasse Romanisch: «*Rumàntsch ve jou amprea digls oters ufànts sen veia.*» Sein Verhältnis zur romanischen Sprache ist auffällig pragmatisch. Seine Zweisprachigkeit ist ihm selbstverständlich, er wechselt im Verlauf der Unterhaltung häufig vom Romanischen ins Deutsche und umgekehrt. Bedauern über den Rückgang des sutselvischen Idioms äussert er nicht, obwohl er die Personen, mit denen er sich noch in dieser Sprache austauscht, an den Händen abzählen kann.

Das Romanische, das auch seine Kinder nicht oder nur rudimentär sprechen, dient ihm ausschliesslich zum mündlichen Ausdruck. Die aktuellen Bemühungen um eine einheitliche, alle fünf bündnerromanischen Idiome verbindende Schriftsprache interessieren ihn nicht. Plasch bringt seine ökonomische Situation nicht in Zusammenhang mit der Sprachenfrage. Mit oder ohne Romanisch hatte es in den dreissiger Jahren nach seinen Aussagen gar keinen Sinn, eine Lehre zu machen, da man auch als Berufsmann kaum Arbeit fand: «*Lavur catav'egn cum ne sainza mastregn betg me greavamaint.*» Dafür verantwortlich, dass er keine Berufslehre begann, waren aber wohl nicht nur die ökonomischen Umstände, sondern mindestens ebenso sehr sein Plan, Bauer zu werden. Diesen Beruf musste er auch gar nicht lernen, denn er war ja schon immer Bauer gewesen: «*Que mastregn veiou betg stuieu amprender. Pur sind jou adegna stò.*» Nur die Söhne von Grossbauern lernten damals nach Plasch auf der landwirtschaftlichen Schule. Seine Absicht, Bauer zu werden, bezeichnet Plasch rückblickend als falsch, denn ohne eigenes Land hat das keinen Sinn: «*Sainza aigen funds stoess egn betg ler far il pur.*» All die anderen Kleinbauern sind unterdessen verschwunden, die mussten sich Arbeit suchen. Und auch Plasch gab 1946 den Betrieb auf, den er zwei Monate vor Kriegsausbruch vom Vater übernommen hatte.

Trotzdem arbeitete er sein Leben lang in der Landwirtschaft, und zwar auf dem Hof eines Viehhändlers im Nachbarort, dem regionalen Zentrum des Tals. Diesen Entscheid bereut er nicht, eigentlich führte er das Gut weitgehend selbständig, hatte andere Knechte und Tagelöhner, mit denen er die grossen Arbeiten und vor allem das Heuen verrichtete. Er wohnte auch mit seiner ganzen Familie auf dem Hof. Plasch hatte sich allerdings in den fünfziger Jahren überlegt, ob er nicht in einen der wenigen Industriebetriebe der Region wechseln sollte, wo seine Arbeitstage kürzer wären und wo er – mindestens im grössten Unternehmen – mehr verdiente. In einem der kleineren Betriebe hätte er auf keinen Fall gearbeitet, da hätte er nur knapp das Betteln verpasst, «*mo que foss sco egn badlagem sainz' avagnir*». Seine Frau und die Kinder hielten ihn aber von der Arbeit in der Industrie ab. Es sei ihnen unvorstellbar gewesen, «*ca el vommi*

an la fabreca», dass er in einem Gebäude arbeitet und dass er nicht mehr mit Vieh zu tun hat.

Sofort macht Plasch aber auch deutlich, dass die Landwirtschaft nicht mehr dieselbe ist wie vor den fünfziger Jahren. Von den grossen Veränderungen seit dem Zweiten Weltkrieg fällt ihm neben der Landwirtschaftspolitik und den Subventionen, in deren Genuss er nie gekommen war, besonders ein Aspekt der Mechanisierung auf. Eine Melkmaschine wollte er ursprünglich nicht, sein Widerstand verzögerte ihre Einführung im Betrieb. Und noch dann benutzte er die Melkmaschine anders als andere Bauern: Heute würden die Kühe von den meisten Bauern ganz mit der Maschine gemolken. «Ausgemolken» hätte er auch dann noch von Hand, als die Maschine schon lange in Betrieb war. Das maschinelle Melken ist nach Plasch Ausdruck des sich verändernden Verhältnisses zum Vieh: Die Kühe «stehen weniger lang im Stall, weil sie sofort geschlachtet werden, wenn sie die erwartete Milchleistung nicht erfüllen oder wenn sie nicht trächtig werden». Sie würden gleichzeitig intensiver genutzt und weniger gut gepflegt – oder nur vom Tierarzt und mit Medikamenten –, sie erhielten den «Respekt» nicht mehr, den sie verdienten. «Was brauchen wir Kühe, die vierzig oder fünfzig Liter Milch geben, wo es doch ohnehin zuviel Milch hat?»

Ebenfalls mit dem Zweiten Weltkrieg in Verbindung steht Plaschs Gründung einer Familie. 1943 heiratete er, und noch vor 1945 kam ein erstes Kind zur Welt. «*Nus earan tres famiglias rihäs*», erklärt er und wartet auf eine Nachfrage bezüglich des unerwarteten Adjektivs «reich», um dann zu erklären, dass nur seine und zwei andere Familien im Ort viele Kinder hatten, acht in seinem Fall. Das brachte ihn in Kontrast zur üblichen Familienstruktur: Fünf Kinder galten schon als grosse Zahl. Acht Kinder aufzuziehen war angesichts seiner finanziellen Situation problematisch: «*Nus vain fatg nut ancunter.*» – «Wir haben halt nie gerechnet oder sonst etwas gemacht», erklärt seine Frau auf die Nachfrage, ob sie die Kinder denn geplant hätten, «wir haben einfach eins ums andere genommen, wie sie gekommen sind. Wir haben in diesem Punkt gar nicht weiter überlegt ... und es war auch nicht aus religiösen Gründen oder so.»

Die Zahl der Kinder trug der Familie auch Kritik ein. Wäre Plasch

ein Bauer mit eigenem Hof und Boden gewesen, besonders wenn er einer der wenigen grossen Bauern gewesen wäre, hätte er diese Kritik sicher nicht zu hören bekommen. Man hätte selbstverständlich angenommen, so blickt er zurück, dass die Kinder als Arbeitskräfte willkommen gewesen wären. Aber als Knecht war er mit Vorurteilen konfrontiert. Die Instanzen, welche ihn – meist indirekt – wegen seiner vielen Kinder kritisierten, waren die Autoritätspersonen der Bildung und der Moral, das heisst die Lehrerschaft und die Kirche. «Es ist mehrere Male vorgekommen, dass ein Pfarrer fand, dass eines unserer Kinder nicht konfirmiert werden könne. Denen habe ich dann deutsch und deutlich gesagt, was ich von ihnen halte!» Und auch die Kontakte mit den Lehrern waren nicht immer einfach: «Unsere Söhne wurden jedesmal schon im Winter vom Lehrer darauf hingewiesen, dass sie die Prüfung für die Sekundarschule nicht schaffen würden und es besser gar nicht versuchen sollten.» Geschafft hätten sie es dann aber jeweils trotzdem. Mit einem der anderen kinderreichen Familienväter habe er sich darüber gefreut. «*Nus vagn mussò ad els!* – Wir haben es ihnen gezeigt, denn geschafft haben es alle unsere Söhne! Sie haben alle einen Beruf gelernt.»

Vor allem langfristig hat sich seine vermeintliche «Unüberlegtheit», die fehlende Familienplanung, gelohnt. Was zunächst als anachronistisch und als verpasster Modernisierungsschritt eines nicht mehr zeitgemässen bäuerlichen Selbstverständnisses interpretiert werden konnte und materielle Entbehrungen sowie soziale Ausgrenzung für die Familie nach sich zog, hat sich schliesslich als erfolgreiche Strategie erwiesen. «*Igl nos capital en igls ufànts*», sagt Plasch. Die Investition in das soziale Kapital der Familie hat sich unterdessen auch zu ökonomischem Kapital transformiert. Die Söhne und Töchter von Plasch und seiner Frau haben sich im Ort bestens integriert, sind Gewerbetreibende, führen Geschäfte oder haben es in der Migration ins Unterland, zeitweilig auch ins Ausland, zu Wohlstand gebracht. Die Differenz zwischen seiner Jugend in Armut und seiner gegenwärtigen Situation sowie der seiner Kinder ist das Mass für den Erfolg von Plaschs Leben. Zu verdanken hat er ihn der Nutzung seiner wichtigsten Ressourcen, nämlich seiner Arbeitskraft und der Grösse der Familie.

Auf sein Alter angesprochen, betont Plasch die Zeitknappheit: «*Ple vegl ca tei veans, mains peada tei as.*» Knapp ist die Zeit, weil er die Kontakte zu den Kindern intensiv pflegt, weil er noch sehr aktiv ist und seine Tage gefüllt sind. Die Zeit ist aber auch in Hinblick auf das Lebensende knapp. «Wenn alle sagen, ich werde noch hundertzwanzig Jahre alt, da ich jetzt mit über achtzig noch so aktiv bin, dann habe ich noch viel Zeit, auch wenn sie eigentlich knapp ist. Da denke ich eigentlich nie ans Sterben. Ich könnte noch lange *faschegnas* machen, wenn das wirklich stimmt, und so habe ich an die Äste zu denken und habe das Holz zu finden, statt ans Sterben zu denken.» Plasch beliefert seit seiner Pensionierung hauptsächlich alleinstehende Betagte im Dorf mit Holzbündeln, *faschegnas*, fürs Einheizen. Er ist häufig im Wald unterwegs, sammelt Holz, beobachtet die Kulturen auf den Feldern oder besucht im Sommer Alpen des Tals und sogar auswärts.

Seine Frau meint, er müsse sich bewegen und draussen arbeiten, sonst würde er seine gute Gesundheit rasch verlieren. Dazu ergebe sich durch diese Arbeit ein willkommener kleiner Zusatzverdienst. «Ich hätte das nie gedacht, dass ich einmal *faschegnas* machen würde, wenn ich ins Dorf zurückkehre. Ich dachte, ich würde mir vielleicht ein paar Schafe zulegen. Aber mit Tieren bist du gebunden, und ich war das ganze Leben gebunden.» Jetzt fühle er sich frei, das Sammeln und das Verarbeiten des Holzes könne er planen, wie er wolle. Er hat zudem eine wichtige soziale Aufgabe, und diese Arbeit lässt ihn teilhaben am aktiven Leben des Dorfes: «*Mo quegl e antzage ca me muntean, igl far faschegnas. Lura as antzage da far. Aschea sas a far ir igl taimps.*» Die Zeit ist zwar knapp, sie muss aber auch durchgebracht werden.

Noch einmal betont Plasch, dass er über das Sterben lieber nicht nachdenke. «*Vid la mort patratg jou nut.*» Schlimm wäre es nur, wenn man nicht mehr richtig im Kopf wäre. «Und das kann jedem passieren, plötzlich! Und dann landest du im Altersheim.» Das beschäftige ihn sehr. Er hoffe nur, dass er nie dort eingewiesen werde. «Da wehre ich mich dann, das ist sicher! – *Sprànza sto jou mena eassar lead digl asil da vegls. Quegl es alura me ple egna staziun da spitgear sin la mort!* – Das ist dann nur noch Wartesaal.» Anderen Dorfbewohnern

sei es eben so ergangen: Zum Beispiel Gion, der immer sehr viel Kontakt hatte, immer aktiv war und sich unter die Leute mischte, wenigstens noch bis vor einem Jahr. Und jetzt könne er weder denken, noch zeige er irgend eine Reaktion. So könne es einem ergehen: *«Alura, prempfati!, cun egna gea, sas nut ple patartgear.»* Deshalb gehe er auch nie ins Altersheim auf Besuch, obwohl er viele Leute kenne, die dort leben. *«Blears reagheschan zunt ple.»* Wenn die Leute im Altersheim überhaupt nicht mehr reagierten, wisse man auch nicht, was sie fühlen, wenn man sie besucht. *«Scha els nun reagheschan, sas ear betg tge ca egls sasaintan.»* Vielleicht hätten sie es gar nicht gerne, wenn man sie in diesem Zustand sehe: *«Gea, a tei vagl bagn a jou sto star qua a scher anturn.»* Diese Scham angesichts der Gebrechlichkeit und der mentalen Absenz wären für Plasch das Schlimmste und der stärkste Ausdruck der Nähe zum Tod.

Zum Schluss des Gesprächs zeigen Plasch Piziel und seine Frau die Fotografien ihrer ganzen Nachkommenschaft an der Wand neben dem Stubenofen. Alle acht Kinder mit den Enkeln und Urenkeln sind zu sehen. Wenn der Umzug ins Altersheim droht – und der kann plötzlich kommen oder als Folge des Nachlassens der geistigen Kapazitäten – nützt die Grösse der Familie und ihr wirtschaftlicher Erfolg allerdings nichts mehr: *«Qua san ear igls giuvens betg gidar. Que sa davanatar ad egn cun egna geada ne sch'egn sa betg ple sez patartgear.»* Jetzt bleibt nur noch zu hoffen, dass man «nicht wieder ins Elend kommt» und ins Altersheim muss. *«Ad ussa sa egn me ple sperar c'egn vegni betg ple il davos a la misiergia, ne agl asil da vegls.»*

Strukturwandel in Mittelbünden

Der Interviewte wohnt in einer Gemeinde Mittelbündens mit weniger als 800 Einwohnern, die unter 1000 m ü.d.M. liegt und damit vergleichsweise gute Voraussetzungen für die Landwirtschaft aufweist. Die Gemeinde hat nicht direkt am Tourismus, dem dominanten Wirtschaftszweig des Kantons, teil. Im Geburtsjahr von Plasch Piziel wohnten ungefähr 400 Personen hier, von denen die meisten Kleinbauern waren. Nach dem Zweiten Weltkrieg sank der Anteil der im primären Sektor aktiven Bevölkerung rapid und stetig: Gegenwärtig bestehen noch zehn Landwirtschaftsbetriebe im Dorf, die kleinen sind verschwunden. Vor dem Krieg war noch jeder Haushalt mit der Landwirtschaft verbunden. Immer mehr Männer arbeiteten seit der Zwischenkriegszeit in einem der wenigen Industriebetriebe der Region. Sie waren auf diese

Weise nicht mehr auf die saisonale Migration in die Tourismuszentren des Kantons oder sogar auf die endgültige Abwanderung aus dem Dorf angewiesen. Seit den 70er Jahren siedelten sich zunehmend neue Personen und Familien im Dorf an, die dank der verstärkten Motorisierung und der ausgebauten Strasse bis in die Kantonshauptstadt zur Arbeit pendeln. In den 80er Jahren verstärkte sich diese Entwicklung, das Dorfbild veränderte sich durch Umzönungen und durch den Bau von Einfamilienhäusern. Gleichzeitig sank der Anteil der romanischsprachigen Bevölkerung an der Einwohnerschaft. Gegenwärtig beträgt er nur noch 5 %. Die Region ist damit trotz der von Kanton und Bund sowie von spezialisierten Organisationen geleisteten Förderung des Bündnerromanischen und anders als das Engadin und die Surselva fast durchgehend deutschsprachig. Das nahe Regionalzentrum, das seine Stellung dem historischen Passverkehr verdankt, entwickelte sich zu einem Dienstleistungszentrum mit Geschäften, Banken, einem Spital und verschiedenen Baufirmen, aus dem die Landwirtschaft praktisch gänzlich verschwunden ist.

Quellen/Literatur

- Caflich, Christian: Das Domleschg und seine Randgebiete. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte Mittelbündens, Zürich 1939.
- Fischbacher, Marianne: So ging man eben ins Hotel ... Domleschger Hotelangestellte im Engadin der Zwischenkriegszeit. Beiheft Nr. 1 zum Bündner Monatsblatt. Verein für Bündner Kulturforschung, Chur 1991.
- Solèr, Clau/Ebnetter, Theodor: Romanisch im Domleschg. Hrsg. vom Phonogramm-Archiv der Universität Zürich, Zürich 1988.